

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr. 13. August 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 1.

Fröhliche Fahrt.

Immer in leuchtende Sonne hinein,
Immer in blühendes Land hinein,
Dort welches Glück, welches Glück!
Dort nicht an all' das erfahrene Leid!
Dort nicht, o dort nicht zurück!

Sieh', wie's im Land sich regt und regt,
Wie's aus der Erde geheimnißvoll
drängt,
Leben zum Lichte hervor!
Wie vor dem Frühling der Winter
zerrann,
Seele, so spreng' auch du deinen
Bann,
Schwing' dich freudig empor!

Wach' in den blauenden Himmel voll
Lust,
Sei deines wachsenden Glückes bewußt,
Das die Natur offenbart!
Immer in leuchtende Sonne hinein,
Immer in blühendes Land hinein —
Fröhliche, fröhliche Fahrt!
„Gute Grüsse von Fr. Bierlein.“

Nur Berichterstatter.

Von Georg Lomer.

„Also such dir zum Manne, wen du
wilst!“ sagte der verwitwete Major
A. D. von Könnspieß morgens
am Kaffeetisch zu seiner Tochter Magda-
lene. „Ich will mich gewiß nicht auf
das dumme Tuch versteifen, nachdem sie
mich in meinen besten Jahren — es
ist eine Affenscheide — abgeholfert
haben. Aber wenigstens ein Akademiker
muß es sein, und wenn möglich
Referentoffizier. Das kann ich ver-
langen. Alles, was Künstler heißt und
Schriftsteller, gilt nun mal in unseren
Kreisen nicht für ganz voll, wenn es
nicht gerade eine Verühmtheit ist. Und
nun gar dieser — dieser!“ — er brach-
te das Wort schwer über die Lippen
— „Reporter oder Berichterstatter,
wenn du das lieber willst! Zwar habe
ich nicht die Ehre seiner Bekanntschaft.
Aber ich kann mir ihn ja denken: ja-
lopper Anzug.“

„Bitte, er geht à quatre épingles!“
warf Magdalene ein.

„Geniale Haartracht.“

„Bitte, er geht kurz geschoren!“

„Und vermute ich einen Dünkel, der
nicht von schlechten Eltern ist!“

„Fräulein Magdalene, lachte nur.
„Du hast ja reizende Vorstellungen
von den Schriftstellern! Papa! Glaubst
du wirklich, daß mir meine Freundin,
in deren Hause ich ihn kennen lernte,
Bekanntschäften, wie du sie da schil-
derst, zumuthen würdest?“

Der alte Herr zerkümmerte seine Ge-
sichtszüge. „Deiner Freundin traue ich
mandes zu, sie hat nicht umsonst den
Doktor zum Mann. Diese Aergste sind
alle nicht ganz stubenrein in der Be-
ziehung!“

Magdalene lächelte. „Du denkst
wohl, ich bin eine Prinzessin, die ge-
duldig warten soll, bis ein Ritter Don
Quixote sich ihrer erbarmt! Darüber
kann ich aber alt und grau werden.
Sieh mal, ich bin jetzt glücklich zwanzig
Jahre und werde keineswegs mit jedem
Jahre jünger. Nicht lange mehr,
dann kannst du mich meistbietend ver-
steigern. Du solltest wirklich froh sein,
einen so netten Reiz zum Schwieger-
sohn zu bekommen, statt immer nur zu
nörgeln und zu mäkeln!“

„Er ist Reporter“, beharrte der alte
Herr, „oder, was das selbe ist, Bericht-
erstatter. Man kann auch sagen: Zei-
tungsredakteur.“

„Gewiß, das kann man sagen, aber
man thut es nicht. Er kann jeden Tag
eine Redaktionsstelle bekommen, dann
ist er ein gemachter Mann. Im übri-
gen giebt es mehr als einen inaktiven
Offizier, der auch zur Presse ging und
sich dabei wohl befindet. Es ist ganz
handesgemäß.“

„Na, das sollte mir fehlen“, brumm-
te der Grimmbar.

Aber sie wurde warm bei dem Ge-
danken. „Klagst du nicht oft genug
über mangelnde Beschäftigung? Deine
ganze Verhimmlung kommt ja eigent-
lich davon her und hat keinen anderen
Grund. Du bist unzufrieden, sonst
nichts! Hättest Du etwas, was Dich
ausfüllt — Du würdest auch mir mehr
entgegenkommen und mehr Verständ-
nis zeigen! Habe ich nicht recht. Du
alter Griesgram!“ Und sie strich ihm
über den grauen Bart, so daß er un-
willig brummte.

„Geh, geh!“ murmelte er. Dann
thart er die Zeitung weg. „Oh, mein
Liebchen, so weit sind wir noch nicht!
Was ich thun und lassen will, ist vor-
läufig immer noch meine Sache. Das
sag Dir gelegentlich! Und von Deinem
Vorfahrens willen will ich für abseh-
bare Zeit nichts hören. So wenig ich
daran denke, unter das Federweid zu
gehen und Berichterstatter zu werden,

so wenig will ich von diesem Schwa-
gersohn etwas wissen!“

„Topp!“ sagte sie, „das gilt!“ und
verschwand aus den Augen des Ge-
stirngens.

Am Nachmittag traf sie sich in der
gemöhten Konditorei mit Friedrich
Osterloh. Er hatte endlich, nach lan-
gem Warten und harter Arbeit, die
langersehnte Redakteurstelle erhalten
und war in übersprudelnd heiterer
Stimmung.

Als Magdalene ihm das Gespräch
mit ihrem Vater erzählte, wurde er
noch ausgelassener und schlug mit der
Hand auf den Marmortisch, daß die
Tassen klirrten. „Das trifft sich fa-
mos!“ rief er und beugte sich zu ihr
mit leiser Stimme etwas ins Ohr zu
huscheln.

Lange, sehr lange sahen sie heute bei
ihrer Tasse Kaffee; und als sie das
Lokal mit roten Köpfen und heißen
Wangen verließen, da war der
Schlachtplan, wenigstens in den
Grundzügen, fertig.

Es war ungefähr acht Tage später,
da fand Major von Könnspieß in sei-
ner Zeitung eine Annonce, die ihn un-
gemein zu interessieren schien. Wenig-
stens legte er das Blatt erst nach lan-
ger Lesung und mit tiefem Seufzer
aus der Hand, was die dabei stehende
Magdalene mit unverhohlener Befrie-
digung konstatierte. Diese Annonce
aber lautete:

„Große nationale Zeitung sucht
für dauernde Beschäftigung militä-
rischen Mitarbeiter. Qualitativer Of-
fizier bevorzugt. Probezeit erforder-
lich.“

Meldungen war an ein bekanntes
Annoncenbureau erbeten.

Mit innerer Freude beobachtete Mag-
dalene, wie der alte Herr, dem sie das
Zeitungsbillet nicht umsonst so ab-
sichtsvoll hingelegt hatte, es möglichst
unauffällig in seine Brusttasche zu
praktizieren suchte und es nach dem
Kaffee auf einmal sehr eilig hatte, in
seinen Club zu kommen. Sollte ihr
energisches Auftreten neulich doch noch
Früchte tragen? Fast schien es so.
Sollte der Papa wirklich drauf und
dran sein, sich um den bei jenem Blat-
te offenen Mitarbeiterposten zu bewer-
ben. Man konnte sein Benehmen ein-
genüßlich gar nicht anders deuten.

Major von Könnspieß hatte in den
nächsten Tagen und Wochen ganz be-
sonders viel zu thun. Nie mehr führte
er seine Tochter, wie sonst wohl, spa-
zieren. Nie mehr kümmerte er sich
mehr als nötig um ihre Verkehr.
Dafür verbrachte er halbe Nachmittage
in seinem Zimmer, rauchte und schrieb,
hatte es auch immer sehr eilig, in sei-
nen Club zu kommen, wo er stets diese
oder jene Persönlichkeit von Bedeutung
traf. Dabei war er immer guter
Laune, mäkelte selten oder nie, wenn
einmal das Essen nicht so war, wie es
sein sollte und hatte wie es schien,
ganz vergessen, daß seine Tochter
Wünsche geäußert, denen er die Billi-
gung verweigert hatte.

Das nächste Zusammensein mit
Friedrich Osterloh brachte ihr die Auf-
klärung. Der alte Herr war in der
That auf den Leim gegangen und hat-
te sich um die Stellung an jener Zei-
tung beworben, es war keine andere
als die „Tagespost“, in deren Redak-
tion auch Friedrich Osterloh saß.
„Alles geht gut“, sagte der junge Re-
dakteur, „wer hätte gedacht, daß Dein
alter Papa so schneidige Artikel zu
schreiben verstände! Es ist schon jetzt
sicher, daß auf seine dauernde Mitar-
beit rechnet wird. Doch ich freilich
sein Spezialkollege bin und demselben
Blatte diene, wird er wohl nicht wif-
fen!“

„Sonn!“ — er lachte und zündete
sich eine Zigarette an. „Es waren noch
sehr vergnügt an diesem Nachmittage.“

Am Abend wagte Magdalene den
zweiten Sturm auf ihren Vater.

„Geh, geh!“ rief sie ihm
entgegen, als er von seinem Spazier-
gange nach Hause kam und sich gerade
wieder in seinem Zimmer vergraben
wollte.

„Was sichts Dich an?“ fragte der
alte Herr ironisch, ein grimmi-
ges Lächeln im bärbeißigen Gesicht. „Hast
Du also wirklich glücklich entbedt, daß
ich Deinen Haushaltsetat durch litera-
rischen Nebenerwerb aufzubessern
bemüht bin? Nach Dir keine Hoff-
nungen, mein Kind, setz Dir keine
Hoffnungen in den Kopf! Mitarbeiter bin
ich zwar, ehrenvoller Mitarbeiter eines
hochachtbaren Blattes. Aber noch
lange kein, verstehst Du wohl, noch
lange kein — Reporter oder Be-
richterstatter, wenn Du das lieber
wilst!“

Triumphierend ging der alte Herr in
sein Zimmer und kam vorläufig nicht
mehr zum Vorschein. Die gesammte
politische Situation im fernem Osten
gab ihm außerordentlich zu thun.
Keine Frage, ein Krieg — und was
für ein Krieg! — stand vor der Thür.
Jeden Augenblick konnte die Mine

aufbrechen. Sein Soldatenberg schlug
heftig, als er sich die verschiedenen
Möglichkeiten vorstellte. Wer da mit-
thun und noch einmal im Leben Pul-
ver riechen könnte! Mit großen Schrit-
ten ging der Major im Zimmer auf
und ab.

Eine Stunde später erreichte ihn ein
eiliges Schreiben der Redaktion der
„Tagespost“, in welchem ihm die
Stelle des eventuellen Kriegsbericht-
statters auf dem ostasiatischen Kriegs-
schauplatz angetragen wurde. Zugleich
theilte man ihm mit, daß seine Bei-
träge gefallen hätten, und man bereit
sei, mit ihm nunmehr in feste Bezie-
hungen zu treten. Sein Besuch auf
der Redaktion werde umgehend erbeten.
Es war das erstemal, daß er per-
sönlich verlangt wurde. Grund ge-
nug, aller eingewurzelten Erziehung
zum Trotz, ein wenig aufgeregter zu
sein.

So schnell wie diesmal hatte er sich
tatsächlich seit Jahren nicht mehr
angeeignet. Und als er endlich, in
Gehrock und Gehlender, auf die Elek-
trische stieg, da schlug ihm doch das
Herz, wie einem jungen Leutnant, der
zum erstenmal in's Feuer kommt. Es
war aber nicht die letzte Ueberraschung,
die ihm heute zugehört war.

Im Konferenzzimmer der Redak-
tion war es, wo ihm ein hochgewach-
sener, eleganter junger Mann, verbind-
lich lächelnd, entgegentrat.

„Friedrich Osterloh“, stellte sich der
elegante junge Mann vor, „von dem
zur Zeit verhinderten Herrn Redakteur
beauftragt, die Verhandlungen mit
Ihnen, Herr Major, einzuleiten.“

„Sie handeln sich gegenüber, der eine
verbindlich aufmerksam, der andere
höflichst erkaunt, mit halb offenem
Munde.“

„Sind Sie derjenige“, fragte der
alte Herr endlich nach einer längeren
Kunstpause, und trommelte auf seinem
Chlinder.

„Zu dienen, ich bin es wirklich, Herr
Major, und hoffe, Sie nicht zu sehr zu
enttäuschen.“ Jener verbeugte sich.

„Da seufzte der alte Offizier tief auf.
„In Gottes Namen denn“, sagte er er-
geben, „ich gehe jetzt auch unter das
Federweid, unter — die Berichterstatter.
Hier, schlagen Sie ein!“

Man sagt, daß hierauf der junge
elegante Herr dem alten urplötzlich um
den Hals gefaßen sei. Doch ist es nicht
sicher verbürgt.

Das Engagement aber kam zu
Stande, und dies zur beiderseitigen
Zufriedenheit.

Abend im Kurgarten.

Der Kurpark liegt mit seiner Wiese
und den Bäumen, die ihn begren-
zen, und dem Haus mit den ho-
hen Säulen in der matten, verglü-
henden Dämmerung wie im Schlafe.
Durch die stille, unbewegte Luft klingen
vom Thurm her einige Schläge und
pochen bleien und abgedroschen an die
hehen Wände und an den grünen Wall
der alten Kaskaden. Die Diener
schreiten die Wege ab und postieren sich
an den Eingängen, um mit höflicher
Geste die Kommenden um ihre Karten
zu bitten. Einer der Diener, in ei-
ner blauen Livree mit silbernen Borten,
geht von Laterne zu Laterne, dreht mit
einer stets gleichen Bewegung den Hahn
um und zündet den Brenner an. Auf
einer Terrasse stehen Kellner, wachem
Arm ihre weichen Hücher, und warten
oder stellen Stühle und Tische zurecht.
Ein unruhiges, geschäftiges Leben ist
plötzlich in allen Ecken aufgetaucht und
ordnet und sorgt für das Kommende.

Argendwo in einem Zimmer des
Hauses steht ein Mann vor der mar-
morernen Schalltaste und dreht einen
Hebel herum. Im gleichen Augenblick
blitzen in einem Pavillon die elektrischen
Beleuchtungskörper auf und über-
schießen Pulke und Instrumente mit ih-
rem röhrenden Licht. Die Musiker steigen
eine kleine Treppe empor, andere
gehen in den Keller und holen ihre In-
strumente. Sie setzen sich auf ihre
Pflöze und stimmen. Es ist ein wir-
res Durcheinander von Geigen und
Flielen und Trompeten. Eine Oboe
medert und lacht wie ein vorwitziger
Junge, und ein Bassist streicht schwer
und läufig seine tiefen Saiten. Es
erscheint der Kapellmeister; er geht an
sein Pult und nimmt ein kleines, helles
Stäbchen zur Hand. Die Musiker ha-
ben ihre Instrumente emporgenommen
und sehen gleichgültig gepannt auf den
Dirigenten. Der schlaft seine Noten
auf, steht wartend da, schaut um sich,
klopft leise und energisch, es schiebt sich
eine plötzliche Stille vor, wie die Ruhe
vor dem jähen Losbrechen des Sturms.
Ein Rud... die Instrumente klingen
in einem Akkord zusammen, der frisch
und kräftig in die Abendbräse hinein-
bricht, und mit einem Schlag ist Leben
und Helligkeit erwacht. Die Hörner

singen ihre Thema, die Geigen und
Flielen fallen ein, die anderen Instru-
mente wiederholen, hören auf und be-
ginnen wieder.

Es kommen Menschen. Sie wan-
deln trüg und läufig an dem Kiosk
vorbei, manche bleiben stehen und hö-
ren zu. Andere setzen sich nieder und
stügen ihre weilen oder rothen Hände
auf den Knauf ihres Stodes. Es geht
ein alter Mann an der Tafel vorbei,
an die das Programm angeheftet ist.
Er schreitet langsam, seht vorsichtig
einen Fuß vor den anderen und schaut
mit den grauen, kühlen Augen vor sich
hin. Sein starker, vom vielen Rau-
chen schmutzgelber Schnurrbart
hängt nach unten, bis über die Mund-
winkel. Der Hut sitzt ihm schwer auf
dem Kopf, unförmig und mit einer
leichten Staubföchtel bedekt. Er geht
schweigend auf und ab, hin und her,
den ganzen Abend, hält seinen Eben-
holzstock mit dem Eisenbeingriff, der
schon gelblich ist und einen feinen,
schwarzgrauen Nitz hat, auf dem Nüt-
ten. Unablässig wandelt er so, stets
mit gleichen Schritten und mit der
gleichen Haltung, als schreite er sein
Leben ab.

Zwei Mädchen kommen die dunkle
Allee herauf. Sie haben weiße Klei-
der an, an die sich eine lange gestricke
Wolljacke anschmiegt. Ihre Röcke rei-
chen bis an die Knöchel, und beim
schnellen Gehen wirbeln sie den Rod,
daß man einen undeutlichen Wirrwur
von Spigen und Stoff sieht. Sie ha-
ben einander eingehängt und pressen
leicht ihre Körper aneinander. Mit
leiser und wichtiger Stimme sprechen
sie, während ihre unruhigen Augen
umherwandern wie ein Paar aufge-
regter Thiere in einem Käfig. In der
freien Hand tragen sie beide ein sil-
bernes Kettentäschchen, in dem sich der
winzige Geldbeutel befindet und ein
kleines Taschentuch, dem sicherlich ein
matthäuslicher Geruch einströmt. Ihre
Hüte sind nach der Mode des Tages
gefertigt, helle, runde Hüte, unter
deren breitem Dach ihre Köpfechen fast
verborgen sind, und die ihr blondes
Haar verdecken würden, wenn es nicht
in breiten Wellen über die Schläfen
gelegt wäre wie ein goldener Rahmen
um ein Bild. Vorn am Hals haben
sie Broschen aus matten Gold, in das
kleine, hellglühende Steinchen einge-
setzt sind. Beide tragen Halbschuhe,
deren breite Bänder an ihren Enden
zusammengeschlagen sind und mit gro-
ßer Schwere sich auf den Schuhen
ausbreiten. Die schmalen Schuhspit-
zen haben einen Lackauftrag, in dem
sich zuweilen das Licht einer Laterne
spiegelt. Wenn die Musik einen Wal-
zer spielt, gehen sie wie auf Komman-
do langsam, indem sie auf jeden
Takt einen Schritt machen und sich
unbewußt und leicht in den Hüften
wiegen.

Zwei Männer stehen dort und spre-
chen erregt ineinander hinein. Die
Hände des einen fucheln durch die
Luft, während der andere nervös mit
seinem Stod auf den Boden schlägt,
im Takt der Musik. Die beiden sind
offenbar Leute, die hier wegen einer
wichtigen Sache zusammengekommen
sind, um irgend etwas zu berathen; das
läßt sich ja auf dem neutralen Gebiet
und an einem Ort, wo man unter der
Masse der Menschen kaum erkannt
wird und wo geschäftliche Berathungen
vielleicht zu liegen scheinen, viel besser
machen, als in dem engeren Kreise
der Heimathstadt, wo die Bewegungen
sorgfältiger überwacht werden.

Der erste ist ein kleiner, untersehter
Mann, mit einer Brille und einem
kurzgeschneitten Vollbart, der zweite
glattrasiert, mit einem energischen und
abgespannten Zug um den Mund. Sie
gehen ein Stück weiter, bleiben wieder
stehen und sprechen mit überstürzten
Geberden. Der eine öffnet seinen Rod
und nimmt ein Notizbuch hervor, in
das er einige Worte schreibt. Der an-
dere schaut lächelnd auf die Menge.
Der Mann mit der Brille hat inzwi-
schen seine Notizen beendet, bietet dem
Glattrasierten eine Zigarette an, die der
mit harter Dantesmiene, sich leicht
verbeugend, nimmt und in Brand
setzt. Sie wechseln noch einige Worte,
dann gehen sie die Allee hinab, der
Kellner mit kleinen, wichtigen Schrit-
ten, der andere ruhig und gleichgültig,
und verschwinden im blauen Dunkel,
als seien sie nie gewesen.

Ein Heer und eine Dame schreiten
die Treppe zum Kurhaus empor. Die
Dame ist schön, sie hat einen weichen,
cremefarbenen Abendmantel um ihre
Schultern geworfen. Ihre Kleidung
ist kostbar, und ihre Schritte rausch
läufig hinter ihr her. Dem Hals
schmiegt eine Perlenkette, und an den
Ohren funkeln zwei Diamanten. Auch
ihre Hände, die lang und schmal sind
und von einem unehört garten Weiß,
sind mit kostbaren Ringen geziert. Ihr

Gut ist groß und nur mit einer kräf-
tigen Feder geschmückt, aus deren
Dübel ein goldener Knopf leuchtet.

Der Herr schreitet leicht neben ihr
her, und wie sie in den Saal eintreten,
nimmt er seinen Zylinder und seinen
weichen schwarzen Mantel ab, gibt
beides einem Diener und geht dann in
leicht gebeugter Haltung hinter der
Dame her. Die Dame wendet den
Kopf und schaut ihn lächelnd an. Der
Mundwinkel des Mannes zuckt fra-
gend und glättet sich plötzlich wieder.
Der Diener schließt hinter ihnen die
Thür, man sieht noch einmal undeut-
lich die weiße Silhouette der Dame,
dann sind sie beide im Lichtmeer des
Saales verschwunden.

Inzwischen hat sich die Menge auf
dem großen, breiten Weg vor dem
Kurhaus gestaut und schiebt sich lang-
sam hin und her. Ein bunter Wirr-
war von Menschen und Sprachen
wandelt unter den wiegenden Klängen
der Musik vorüber, Frauen in Ge-
wändern, deren Pracht und läufige
Grazie schwindelnde Reichthümer vor-
zaubern kann, und Frauen mit einfa-
cheren, dekorativen Gewändern, die
als einzigen Schmuck ein durchbro-
chenes Schleiergewebe über den
Schultern und ein wenig müden Schul-
tern tragen, und Frauen, aus den klei-
nen Städten des Landes, die hier mit
ihren Männern die Ferientage ver-
bringen und ihr Sonntagsgewand
oder ihr Schwarzseidenes tragen.

Die jungen Männer unterscheiden
sich kaum, sie alle sind meist nach der
Mode gekleidet und geben so dem
Bielkältigen einen Ruhepunkt, dessen
wohlthuende Wirkung im Durcheinan-
der der Frauenkollektion kaum zu ent-
behren ist. Erst wenn es einmal über
die Dreißig hinausgeht, dann begin-
nen jene leisen und oft fast unmerk-
lichen Abwandlungen der Kleidung,
an denen Charakter und soziale Stel-
lung erkannt werden können. Aber
selbst da gibt es Aehnlichkeiten genug,
um die Unterschiede in dem großen
Masseneindruck verliken zu lassen.

Höchstens daß dann und wann die
weit und bequem gekleidete Gestalt ei-
nes Amerikaners, der ohne Kopfbede-
ckung und die Hände in den Taschen
mit breiten, gerubigen Schritten durch
die Menschenmenge schreitet, auffällt
und flüchtig wie eine Erscheinung, die
mit alledem umher nichts zu thun hat,
vorübergeht.

Ein lumenbeses Gemurmel durch-
furcht die Luft, das zur Zeit des stärk-
sten Andranges anwächst und in der
Entfernung die Musik zu überbären
im Stande ist, später und allmählich
immer leiser wird und im Sande und
in der Nacht zu versinken scheint.

Die engen Reihen lichten sich, immer
mehr wandeln die Allee hinab, an den
glänzenden Geschäften vorbei, die
Wüßliches und Tand, Kostbares und
Nüßliches und allerlei liebe, unnötige
Sachen in ihren gläsernen Schreinen
aufbewahren und zu verkaufen wün-
schen. Auf einem engen Raum sind
hier Kostbarkeiten und funkelnde
Schätze aufgestapelt und Reichthümer
vergraben und warten auf den, der sie
zu heben kommt. Aber schon rot da
und dort ein eiserner Raden herab, und
eine dunkle Lücke entsteht in den hellen,
glänzenden Fensterreihen. Und es fol-
gen langsam und nach Lage und Art
die anderen, bis nur noch ein paar
offen stehen, um mit ihrer Pracht und
Helle die nach Hause gehenden Men-
schen anzuloden wie taumelnde Schmet-
terlinge.

Es ist spät geworden, die Musik ent-
det. Die Musiker packen ihre Instru-
mente zusammen, setzen die Hüte auf,
zünden sich eine Zigarette an und gehen
in Gruppen und mit zufriedenen oder
unzufriedenen Gesichtern weg. Die
Menge wird immer kleiner, immer
mehr sichern durch die Portage des
Gartens, bis schließlich kein Mensch
mehr im Park ist. Die Lichter werden
abgedreht, ab bald liegt alles im tie-
fen Dunkel der Nacht. Es ist ganz ru-
hig, nur in der Ferne hört man einen
Brunnen plätschern und zuweilen ei-
nen Wagen knatternd durch eine Straße
fahren.

Rolf Gustaf Haebler.

Die Schuhmode und der Fuß.

Unter Gliedmaßen und Organen,
die Opfer der Modethorheiten sind,
nimmt der durch die „Kunst“ des
Schuhmachers gequälte und verbildete
Fuß die erste Stelle ein. Wie soll
denn der normale, gesunde Fuß stehen?
Die Antwort ist sehr einfach: wie er
von Natur aus gestellt ist. Um sich
dies klar zu machen, braucht man bloß
einen Fuß in nicht belasteten Zustände
zu betrachten, zum Beispiel beim sit-
zenden Menschen, dessen Füße nicht den
Boden berühren. Dann wird man
sehen, daß der Fuß betartig in Verbin-
dung mit dem Bein steht, daß ein

Längsschnitt, der durch den Unter-
schenkel in der Mitte genau von vorn
nach hinten gelegt gedacht ist, bei ge-
radher Verlängerung auch den Fuß in der
Mitte — also ungefähr zwischen der
zweiten und dritten Zehe — treffen
würde. Das Fußgewölbe, das heißt
die hohe bogenförmige Ausbuchtung
des inneren, der Großzehenseite ent-
sprechenden Fußrandes, soll ungefähr
so ausgebildet sein, daß man den Dau-
menballen des linken Menschen hinein-
legen kann. Dem Fußgewölbe ent-
spricht auf dem Fußrücken der Spann.
Je höher das Gewölbe, desto höher na-
türlich der Spann und umgekehrt. Bei
kleinen Kindern mit fleischigen Füßen
darf man sich nicht täuschen lassen, weil
Gewölbe und Spann durch das Fett
oft ausgeglichen erscheinen.

So sieht der Fuß meist im nichtbe-
lasteten Zustande aus. Auf die Stel-
lung der Zehen soll hier nur kurz ein-
gegangen werden. Solange es sich
bloß um Verchiebung der Zehen nach
dem Mittelzeh zu handelt, solange
dreht es sich meist bloß um einen Schön-
heitsfehler. Werden die Zehen aber
übereinander geschoben — natürlich
nur die Folge von verkehrtem Schuh-
wert — so fören die Zerte oft genug
von den daraus entstehenden Beschwer-
den. Menschen, die stets richtig gebau-
tes Schuhwerk getragen haben, werden
bezeichnend kaum irgendwelche
Zehenabweichungen aufweisen.

Die Füße sind zwei Arbeiter, die fast
beständig eingespannt sind. Sie müs-
sen den ganzen Körper tragen, verbie-
nen also besonders sorgfältige Pflege.
Statt dessen werden sie oft in unver-
antwortlicher Weise vernachlässigt; da-
her rühren die vielen Fußgebrechen.
Man zwingt die Füße in enge Schuhe
und Strümpfe ein, stellt letztere beide
weit zu tragen, damit die Blut-Zirku-
lation nicht gestört wird. Die Füße
können sich nur unter Einwirkung der
frischen Luft und der Sonne und auf
kühlen Erdboden naturgemäß entwik-
keln. Wachsen die Kinder in engen
Schuhen heran, so werden ihre den Tag
über eingepreßten Füße nur im Bette
recht warm, denn bei Tag ist die Blut-
zufuhr sozusagen ausgeschlossen. Wenn
aber kein Blut in die Füße gelangt, die
Knochen also nicht gehörig genährt
werden, so können die Füße unmöglich
sich richtig entwickeln. So entstehen
die Fußgebrechen, die schwächlichen
Füße, die verkrümmten Zehen, die
Plattfüße. Noch mehr: auch die
Kopfleiden stehen nur allzuoft damit
in Zusammenhang; eine große Zahl
dieser Fälle wird durch Einwirkung
auf die Füße gezeit.

Als weiteres erschwerendes Moment
kommt das Schuhwerk hinzu. Die-
vielfach noch so beliebten Pompadour-
absätze wirken geradezu plattfußför-
dernd, indem das durch den Absatz ein-
seitig so sehr erbobene Fußgewölbe
durch die Art der Belastung noch mehr
herabgedrückt wird. Der Absatz hat
eigentlich nur den Zweck, den Schmutz
von den Schuhen ein wenig abzuhalten
und bei Unebenheiten des Terrains das
Balanzieren zu erleichtern. Und dazu
genügt vollst der sogenannte „engli-
sche“ Absatz. Ferner ist ein fehler-
haft gebautes Schuhgeleht — das ist
der Verbindungsstück zwischen Hade und
Sohle — zu vermeiden; der Gelenktheil
soll so schmal gearbeitet sein, wie ein
normaler Fußabdruck an dieser Stelle
breit ist. Ein Schuh mit zu breitem
Gelenk verlast dem Fuß den nötigen
Halt und läßt ihm zum Herabsinken di-
rekt einen gehörigen Spielraum. Die
Sandalen, die man so in den Läden
sieht, zeichnen sich durch ganz besondere
Breite an dem Gelenktheil aus, sind also
zu vermeiden. Es braucht wohl nicht
herangezogen zu werden, daß sich
Schuhriehel am besten für die Füße
eignen.

Der Hausausseh zu Untersuchung
des Stahlstrufts wird nach New York
gehen, um dort unter anderen auch
Herrn Morgan darüber zu vernehmen,
wie der Stahlstruft entstanden ist. Da
werden sie aber schon ganz gewiß die
Wahrheit erfahren.

New York klagt über unerträglich
Hize. Weshalb jagt es denn die
Quellen von Wallstreet nicht an und
nimmt ein erfrischendes Bad? Sie
enthalten Wasser genug, daß es für
alle reichlich langt.

ist eine Frau zur Scheidung be-
rechtigt, wenn ihr Gatte fünf Jahre
lang zu ihr kein Wort gesprochen hat,
fragt jemand an. — Unbedingt! Vor-
ausgesetzt natürlich, daß sie dem
Manne einmal Gelegenheit bot, zu
kommen.

Gefühl kann man erbeucheln, Ver-
stand nicht.